

Panini BOOKS

WEITERE TITEL VON PANINI

ASSASSIN'S CREED: DIE BRUDERSCHAFT

Der offizielle Roman zum Game *Assassin's Creed: Brotherhood*
Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2236-8

ASSASSIN'S CREED: RENAISSANCE

Der offizielle Roman zum Game *Assassin's Creed 2*
Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2235-1

ASSASSIN'S CREED: DER GEHEIME KREUZZUG

Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2436-2

ASSASSIN'S CREED: REVELATIONS – DIE OFFENBARUNG

Der offizielle Roman zum Game *Assassin's Creed: Revelations*
Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2437-9

ASSASSIN'S CREED: FORSAKEN – VERLASSEN

Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2610-6

ASSASSIN'S CREED: DER UNTERGANG – COMICBAND 1

100 Seiten, farbig – ISBN 978-3-86201-093-6

ASSASSIN'S CREED: THE CHAIN – COMICBAND 2

100 Seiten, farbig – ISBN 978-3-86201-416-3

Infos zu weiteren Romanen und Comics unter:
www.paninicomics.de



ASSASSIN'S
— CREED —
BLACK FLAG

Oliver Bowden

Aus dem Englischen
von Timothy Stahl

PANINI BOOKS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*Dieses Buch wurde auf chlorfreiem,
umweltfreundlich hergestelltem Papier gedruckt.
In neuer Rechtschreibung.*

Englische Originalausgabe:

„ASSASSIN’S CREED: Black Flag“ by Oliver Bowden,
published by Penguin Books, London, England, November 2013.

Copyright © 2013 Ubisoft Entertainment. All Rights Reserved.
Assassin’s Creed, Ubisoft and the Ubisoft logo are trademarks of
Ubisoft Entertainment in the US and/or other countries.

No similarity between any of the names, characters, persons and/or
institutions in this publication and those of any pre-existing person or
institution is intended and any similarity which may exist is purely coincidental.
No portion of this publication may be reproduced, by any means, without
the express written permission of the copyright holder(s).

Übersetzung: Timothy Stahl
Lektorat: Caspar D. Friedrich
Redaktion: Mathias Ulinski, Holger Wiest
Chefredaktion: Jo Löffler
Umschlaggestaltung: tab indivisuell, Stuttgart
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-8332-2700-4
1. Auflage, November 2013

Auch als E-Book erhältlich:
ISBN 978-3-8332-2757-8

www.paninicomics.de

TEIL EINS

I

1719 (ODER UM DEN DREH)

Einmal habe ich einem Mann die Nase abgeschnitten.

Ich weiß nicht mehr genau, wann es war – wahrscheinlich um 1719 – und auch nicht wo. Aber es passierte bei einem Überfall auf eine spanische Brigg. Natürlich hatten wir es auf deren Vorräte abgesehen. Ich kann mit Stolz behaupten, dass die *Jackdaw* stets gut ausgerüstet war. Aber es befand sich noch etwas anderes an Bord. Etwas, das wir nicht hatten, aber brauchten. *Jemand*, um genau zu sein. Ein Schiffskoch nämlich.

Unser eigener Smutje und sein Maat waren tot. Der Gehilfe des Kochs war dabei erwischt worden, als er in den Ballast pisste. Das erlaubte ich nicht, und deshalb bestrafte ich ihn auf die traditionelle Weise, indem ich ihn einen Krug, der mit der Pisse der Mannschaft gefüllt war, austrinken ließ. Ich muss gestehen, dass es mir noch nie untergekommen war, dass der Krug mit der Strafpisse einen Mann umbrachte, aber dem Maat des Kochs widerfuhr genau das. Er trank den Krug aus, ging am Abend schlafen und stand nie wieder auf. Der Koch kam danach eine Zeit lang ganz gut allein zurecht, aber er trank abends gern mal einen Schluck Rum und ging dann oft aufs Hüttendeck, um ein bisschen frische Luft zu schnappen. In einer dieser Nächte hörte ich ihn über meiner Kabine herumtrampeln. Er tanzte die Jig – bis er plötzlich aufschrie und irgendwas ins Wasser klatschte.

Die Glocke wurde geläutet, die Mannschaft eilte an Deck. Wir warfen Anker und zündeten Laternen und Fackeln an, aber von unserem Koch war nichts mehr zu sehen.

Natürlich hatte er Helfer. Aber das waren nur Knaben, deren Kochkenntnisse gerade einmal ausreichten, um eine Suppe umzurühren oder ein paar Kartoffeln zu schälen. Seitdem lebten wir von rohem Fraß. Wir wussten nicht einmal, wie man einen Pott Wasser kochte.

Nun hatten wir vor nicht allzu langer Zeit ein Kampfschiff überfallen. Ein feiner kleiner Ausflug, der uns eine brandneue Breitseitbatterie bescherte sowie einen Laderaum voller Kriegsgeschütz: Entermesser, Piken, Musketen, Pistolen, Schießpulver und Kugeln. Von einem Angehörigen der gefangenen Mannschaft, der dann ein Angehöriger *meiner* Mannschaft wurde, hatte ich erfahren, dass die Dons ein spezielles Versorgungsschiff hatten, auf dem ein besonders versierter Koch Dienst tat. Man munkelte, er habe bei Hof gekocht, aber die Königin beleidigt, woraufhin er verbannt worden sei. Davon glaubte ich zwar kein Wort, aber das hinderte mich nicht daran, es meiner Mannschaft gegenüber zu erwähnen und ihr zu versprechen, dass dieser Mann noch vor Ende der Woche unsere Mahlzeiten zubereiten würde. Und so machten wir es uns zur Aufgabe, diese spezielle Brigg aufzuspielen. Und als wir sie fanden, griffen wir sie umgehend an.

Unsere neue Breitseitbatterie erwies sich dabei als sehr nützlich. Wir gingen längsseits und beschossen die Brigg, bis sie auseinanderbrach, die Segel in Fetzen hingen und das Ruder zersplittert im Wasser trieb.

Die Brigg krängte bereits, als meine Mannschaft an ihr festmachte und sie enterte. Wie Ratten kletterten die Männer an der Bordwand hinauf. Die Luft war erfüllt von Pulvergestank und dem Knallen der Musketen. Und dann klirrten auch schon die Entermesser. Ich war wie immer mitten unter ihnen. In einer Hand das Entermesser, die verborgene Klinge ausgefahren – das En-

termesser fürs Handgemenge, die Klinge für den Todesstoß aus nächster Nähe. Zwei Gegner kamen auf mich zu, und ich machte mit dem ersten kurzen Prozess, indem ich ihm mein Entermesser von oben herab in den Schädel hieb und seinen Dreispitz entzweischchnitt, bevor ihm die Klinge den Kopf fast in zwei Hälften spaltete. Der Mann brach in die Knie, die Klinge meines Messers zwischen den Augen, aber das Problem war, dass ich sie zu tief hineingestoßen hatte. Als ich versuchte, sie herauszuziehen, blieb sein sich windender Körper daran hängen. Inzwischen war auch der zweite Mann da. Das Entsetzen in seinem Blick verriet mir, dass er nicht ans Kämpfen gewöhnt war. Mit einer blitzschnellen Bewegung meiner verborgenen Klinge schnitt ich ihm die Nase ab, was den gewünschten Effekt zeigte – er wankte zurück. Blut spritzte aus dem Loch, wo eben noch sein Zinken gewesen war. Derweil benutzte ich beide Hände, um endlich mein Entermesser aus dem Schädel des ersten Angreifers zu zerren und den Kampf fortzusetzen. Bald darauf war es vorbei. Wir hatten möglichst wenige Mitglieder der gegnerischen Besatzung getötet, und ich hatte zudem ausdrücklich Anweisung gegeben, den Koch unter keinen Umständen zu verletzen. Was auch geschehen mag, hatte ich gesagt, den Koch brauchen wir lebend.

Und als die Brigg im Wasser versank und wir davonsegelten, ließen wir die spanische Mannschaft auf unserem Hauptdeck antreten, um den Koch herauszupicken. Unter uns war kaum ein Mann, dem nicht schon das Wasser im Munde zusammenlief und dem nicht der Magen knurrte, denn der Eindruck, dass die Spanier gut im Futter standen, entging uns keineswegs.

Es war Caroline gewesen, die mich gelehrt hatte, gutes Essen zu schätzen. Caroline, meine einzig wahre Liebe. In der allzu kurzen Zeit, die wir miteinander verbrachten, hatte sie meinen Gaumen verfeinert, und ich ging davon aus, dass sie meine Einstellung zum Essen genauso begrüßt hätte wie auch mein Bemühen, der Mannschaft beizubringen, ein gutes Mahl zu schätzen. Denn

schließlich wusste ich dank ihr auch, dass ein satter Mann ein glücklicher Mann ist. Und ein glücklicher Mann neigt weniger dazu, die Obrigkeit des Schiffes infrage zu stellen, weshalb ich in all den Jahren auf See noch nie auch nur mit dem Hauch einer Meuterei konfrontiert worden war. Kein einziges Mal.

„Hier bin ich“, sagte der spanische Koch und trat vor. Nur klang es eher wie: „Bier bin bich“, was seinem bandagierten Gesicht geschuldet war, dem irgendein Idiot die Nase abgeschnitten hatte.

2

1711

Sei's drum, wo war ich stehen geblieben? Ach ja, *Caroline*. Du wolltest wissen, wie ich sie kennengelernt habe.

Nun, das ist eine Geschichte für sich, wie man so sagt. Dazu muss ich viel weiter zurückgehen, in die Zeit, als ich ein einfacher Schafzüchter war und noch nie irgendetwas von Assassinen oder Templern, von Blackbeard, Benjamin Hornigold, von Nassau oder dem Observatorium gehört hatte. Und vielleicht wäre es auch dabei geblieben, hätte sich nicht eines heißen Sommertags im Jahre 1711 eine zufällige Begegnung im Auld Shillelagh ereignet.

Es ist so, dass ich einer jener jungen Heißsporne war, die gern mal einen über den Durst trinken, obwohl ich deswegen in die eine oder andere Meinungsverschiedenheit geraten bin. Etliche ... nun ... *Zwischenfälle*, auf die ich nicht allzu stolz bin. Aber das ist eben das Kreuz, das man zu tragen hat, wenn man dem Alkohol ein bisschen zu sehr zugetan ist. Einen Trinker mit reinem Gewissen wird man nur selten finden. Die meisten von uns haben es das eine oder andere Mal in Erwägung gezogen, die Trinkerei aufzugeben, sich zu bessern und vielleicht Gott zuzuwenden oder etwas aus sich zu machen. Aber dann wird es Mittag, und man weiß, dass einem etwas zu trinken guttäte, und so macht man sich wieder auf den Weg in die Taverne.

Die Tavernen, von denen ich spreche, befanden sich in Bristol

an der südwestlichen Küste des guten, alten Englands, wo wir an raue Winter und herrliche Sommer gewöhnt waren, und in jenem Jahr, in ebenjenem Jahr, als ich sie kennenlernte, wie gesagt im Jahr 1711, war ich gerade einmal siebzehn Jahre alt.

Und ja ... ja, ich war betrunken, als es so weit war. In jenen Tagen, man muss es so sagen, war ich die meiste Zeit betrunken. Vielleicht ... nun, wir wollen nicht übertreiben. Ich möchte nicht schlecht über mich reden. Aber es war vielleicht die Hälfte der Zeit. Möglicherweise ein bisschen mehr.

Ich war am Rand eines Dorfes namens Hatherton zu Hause, sieben Meilen außerhalb von Bristol, wo wir auf einem kleinen Hof Schafe hielten. Vaters Interesse galt den Tieren, immer schon. Und mich dabeizuhaben entband ihn von dem Teil des Geschäfts, der ihm zuwider war – die Ware in die Stadt zu bringen, mit Kaufleuten und Händlern zu feilschen, zu verhandeln, Abmachungen zu treffen. Sobald ich alt genug war, womit ich meine, sobald ich Manns genug war, um auf gleicher Augenhöhe mit unseren Geschäftspartnern zu handeln, nun, ab diesem Zeitpunkt tat ich das. Und Vater ließ es mich mit Freuden tun.

Mein Vater hieß Bernard, meine Mutter Linette. Sie stammten aus Swansea, ließen sich jedoch, als ich zehn Jahre alt war, in Südwestengland, im sogenannten West Country, nieder. Unseren walisischen Akzent hatten wir noch. Ich glaube, es störte mich nicht sonderlich, dass wir uns deswegen von anderen unterschieden. Ich war ein Schafzüchter und keines der Schafe.

Vater und Mutter sagten immer, ich hätte ein flottes Mundwerk. Vor allem Mutter versicherte mir stets, dass ich ein gut aussehender junger Mann sei und mit meinem Charme die Vögel vom Baum locken könnte, und es stimmt, wenn ich das einmal so sagen darf. Ich verstand es, die Frauen um den Finger zu wickeln. Lass es mich so ausdrücken – für mich war es Erfolg versprechender, mich mit den Ehefrauen der Kaufmänner zu befassen, als mit deren Gatten handeln zu müssen.

Wie ich meine Zeit verbrachte, hing von der Jahreszeit ab. Die Ablammsaison von Januar bis Mai war unsere emsigste Zeit. In diesen Monaten fand ich mich bei Sonnenaufgang in den Ställen wieder, Brummschädel hin oder her, um nachzusehen, ob eines der Mutterschafe in der Nacht gelammt hatte. War das der Fall, wurden sie in einem der kleineren Ställe in einem Verschlag untergebracht, Lammpferche nannten wir die, wo Vater sie übernahm, während ich die Futtertröge sauber machte und wieder auffüllte sowie Heu und Wasser wechselte. Und Mutter notierte in einem Journal gewissenhaft die Einzelheiten der Neugeburten. Ich konnte damals noch nicht schreiben. Jetzt natürlich schon. Caroline brachte es mir bei, so wie vieles weitere, das mich zum Mann machte. Aber damals konnte ich es eben noch nicht, und so fiel diese Aufgabe Mutter zu, um deren Schreibkunst es zwar nicht zum Besten stand, aber es reichte immerhin, um Buch zu führen.

Sie arbeiteten gern zusammen, Mutter und Vater. Ein Grund mehr, warum Vater mich in die Stadt gehen ließ. Er und meine Mutter, die beiden klebten wie Zwillinge aneinander. Nie habe ich zwei andere Menschen gesehen, die so sehr ineinander verliebt waren und doch nicht das Bedürfnis hatten, dies zur Schau zu stellen. Man merkte einfach, dass sie einander in Schwung hielten. Es tat der Seele gut, das mit anzusehen.

Im Herbst brachten wir die Schafböcke auf die Weide, um sie mit den Zibben grasen zu lassen, damit sie wieder neue Lämmer für den nächsten Frühling zeugen konnten. Die Felder mussten bestellt, Zäune und Mauern errichtet und ausgebessert werden.

Wenn im Winter das Wetter sehr schlecht war, brachten wir die Schafe in die Scheunen, wo sie es warm hatten, damit sie im Januar bereit waren, wenn die Ablammsaison begann.

Was wirklich in mir steckte, konnte ich jedoch im Sommer zeigen. Während der Schersaison. Mutter und Vater übernahmen den größten Teil, während ich öfter in die Stadt zog, meinen Karren

nicht mit Fleisch, sondern mit Wolle beladen. Und weil sich mir im Sommer mehr Gelegenheit dazu bot, kehrte ich immer öfter in die örtlichen Tavernen ein. Man könnte sagen, ich wurde dort zum vertrauten Anblick, mit meinem langen, zugeknöpften Wams, meiner Kniebundhose, den weißen Strümpfen und dem etwas abgetragenen braunen Dreispitz, den ich gern als mein Markenzeichen betrachtete, weil meine Mutter sagte, er passe gut zu meinen Haaren, die ständig des Schneidens bedurften, aber von eindrucksvoll sandbrauner Farbe waren, wenn ich das mal so sagen darf.

In den Tavernen fand ich heraus, dass mein flottes Mundwerk nach ein paar Ales zur Mittagszeit noch geschmeidiger wurde. So wirkt er nun einmal, der Alkohol, nicht wahr? Er löst die Zunge, die Befangenheit, die Moral ... Nicht, dass ich in nüchternem Zustand schüchtern und zurückhaltend gewesen wäre, aber das Ale verlieh mir jenes gewisse Extra. Und außerdem deckte das zusätzliche Geld, das ich mit meinem vom Alkohol geförderten Verhandlungsgeschick verdiente, die Kosten für das Ale mehr als nur ab. Jedenfalls redete ich mir das zu jener Zeit ein.

Aber da war noch etwas, abgesehen von der törichten Vorstellung, dass Edward in betrunkenem Zustand ein besserer Verkäufer war als der nüchterne Edward – und das war mein Seelenzustand.

Die Wahrheit war – ich glaubte, anders zu sein. Nein, ich *wusste*, dass ich anders war. Es gab Zeiten, da saß ich des Nachts allein da und wusste, dass ich die Welt auf eine Weise sah, die meine ganz eigene war. Heute weiß ich, was es damit auf sich hat, aber damals konnte ich es nicht besser in Worte fassen, als zu sagen, dass ich mich anders fühlte.

Und entweder deshalb – oder trotzdem – beschloss ich, dass ich nicht mein Leben lang ein Schafzüchter sein wollte. Ich wusste es schon an dem Tag, da ich meinen Fuß zum ersten Mal als Arbeiter und nicht mehr als Kind auf den Hof setzte. Ich sah mich

selbst und sah dann meinen Vater an und begriff, dass ich nicht mehr zum Spielen dort war und bald von einer Zukunft träumen würde, in der ich auf hoher See die Segel setzte. Nein, das war nicht meine Zukunft, denn ich würde den Rest meines Lebens als Schafzüchter zubringen, für meinen Vater arbeiten, ein Mädchen aus der Umgebung heiraten, Söhne zeugen und sie lehren, Schafzüchter zu werden, so wie ihr Vater und ihr Großvater einer war. Ich sah den Rest meines Lebens vor mir ausgebreitet, wie saubere Arbeitskleidung auf einem Bett, und anstatt ob dieser Tatsache eine warme Woge der Zufriedenheit und des Glücks zu verspüren, machte sie mir nur Angst.

Die Wahrheit war also – es lässt sich nicht behutsamer ausdrücken, und es tut mir leid, Vater, möge Gott deine Seele in Frieden ruhen lassen –, dass ich meinen Beruf hasste. Und nach ein paar Ales, nun, da hasste ich ihn nicht mehr so sehr. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Vertrieb ich also meine enttäuschten Träume mit Alkohol? Wahrscheinlich. Darüber dachte ich seinerzeit nie wirklich nach. Ich wusste nur, dass mir in der Brust ein Groll schwärte über die Richtung, die mein Leben nahm – oder vielmehr und schlimmer noch, die es schon genommen hatte.

Vielleicht war ich ein wenig indiskret meine wahren Gefühle betreffend. Gelegentlich mag ich meinen Trinkkumpanen den Eindruck vermittelt haben, ich hätte das Gefühl, das Leben habe für mich Besseres auf Lager. Was soll ich sagen? Ich war jung und hochmütig und ein Saufkopf. Selbst zu den besten Zeiten eine tödliche Kombination. Und das waren definitiv nicht die besten Zeiten.

„Du hältst dich für besser als unsereins, was?“

Das bekam ich oft zu hören. So oder ähnlich jedenfalls.

Und vielleicht wäre es meinerseits diplomatischer gewesen, dies abzustreiten, aber das tat ich nicht, und so geriet ich in mehr als nur etliche Prügeleien. Vielleicht um zu beweisen, dass ich in der Tat in allem, auch im Prügeln, besser war als andere. Viel-

leicht hielt ich so auf meine Weise den Namen unserer Familie in Ehren. Ein Säufer mag ich ja gewesen sein. Ein Schwerenöter. Eingebildet. Unzuverlässig. Aber ein Feigling war ich nicht. Oh nein! Vor einem Kampf schreckte ich nie zurück.

Und es war Sommer, als mein Leichtsinn seinen Höhepunkt erreichte – weil ich da am betrunkensten und am übermütigsten und vor allem ein bisschen nervtötend war. Aber andererseits war ich in dieser Stimmung auch am ehesten bereit, einer jungen Dame in Not zu helfen.

Sie war im Auld Shillelagh, einer Taverne auf halbem Wege zwischen Hatherton und Bristol, in der ich regelmäßig anzutreffen war, und im Sommer, wenn Mutter und Vater sich zu Hause beim Scheren abplagten und ich regelmäßiger in die Stadt musste, traf man mich sogar mehrmals am Tag regelmäßig im Auld Shillelagh an.

Ich gebe zu, dass sie mir anfangs nicht sonderlich aufgefallen war, was ungewöhnlich für mich war, denn ich rühmte mich gern des Talents, zu wissen, genau zu wissen, wo in meiner Nähe sich eine schöne Frau aufhielt. Und außerdem war das Shillelagh kein Ort, wo man eine schöne Frau vorzufinden erwartete. Eine *Frau*, jawohl. Eine bestimmte Art von Frau. Aber dieses Mädchen, das sah ich, war keine solche: Sie war jung, ungefähr in meinem Alter, und sie trug eine Haube aus weißem Leinen und einen Kittel. Für mich sah sie nach einer Dienstbotin aus.

Aber es war nicht ihre Kleidung, die meine Aufmerksamkeit erregte. Es war die Lautstärke ihrer Stimme, die, das musste man so sagen, in völligem Widerspruch zu ihrem Aussehen stand. Sie saß mit drei Männern da, die allesamt älter waren als sie und die ich sofort erkannte: Tom Cobleigh, sein Bruder Seth und ein gewisser Julian, dessen Nachname mir entfallen war, der aber mit ihnen zusammenarbeitete – drei Männer, mit denen ich mich schon

unterhalten, wenn nicht sogar geprügelt hatte. Sie gehörten zu der Sorte, die auf mich von oben herabschauten, weil sie glaubten, ich schaue auf sie herab, und die mich nicht mehr mochten als ich sie – und ich mochte sie nicht besonders. Sie saßen vornübergelehnt auf ihren Hockern und musterten dieses Mädchen mit anzüglichen, wölfischen Blicken, die finstere Absichten verrieten, obgleich sie breit lächelten und auf den Tisch klopfen, um sie zu ermuntern, einen Krug Bier auszutrinken.

Nein, sie sah nicht aus wie eine jener Frauen, die diese Taverne für gewöhnlich aufsuchten, aber es schien, als wäre sie entschlossen, sich wie eine von ihnen zu benehmen. Der Krug war in etwa so groß wie sie selbst, und als sie sich über den Mund wischte und ihn auf den Tisch hämmerte, reagierten die Männer mit Jubel, riefen nach einem weiteren Krug und freuten sich zweifellos, zu sehen, dass sie auf ihrem Hocker leicht wankte. Wahrscheinlich konnten sie ihr Glück nicht fassen. So ein hübsches kleines Ding wie dieses Mädchen ...

Ich beobachtete, wie sie das Mädchen noch mehr Ale trinken ließen und wiederum den gleichen Tumult veranstalteten, als sie den Krug geleert hatte. Und als sie sich dann wie zuvor mit der Hand über den Mund wischte, diesmal allerdings deutlicher schwankend, wechselten die Kerle einen Blick. Einen Blick, der zu sagen schien: Geschafft!

Tom und Julian standen auf und machten sich daran, sie zur Tür zu „escortieren“, wie sie es nannten. „Ihr habt zu viel getrunken, Liebes. Wir bringen Euch nach Hause.“

„Ins Bett“, grinste Seth in dem Glauben, er murmele es nur vor sich hin, obwohl er in der ganzen Taverne zu hören war. „Dann wollen wir dich mal in die Laken schaffen.“

Ich warf dem Mann hinter der Theke einen Blick zu, aber der senkte die Augen und schnäuzte sich in seine Schürze. Neben mir saß ein weiterer Gast am Tresen, der sich nur abwendete. Mistkerle. Genauso gut hätte ich die Katze um Hilfe bitten können,

dachte ich. Dann stellte ich meinen Krug krachend ab, stieg von meinem Hocker und folgte den Cobleighs auf die Straße hinaus.

Ich blinzelte, als ich aus der schummrigen Taverne ins helle Tageslicht trat. Mein Karren stand da und briet in der Sonne. Daneben ein weiterer, von dem ich annahm, dass er den Cobleighs gehörte. Auf der anderen Seite der Straße lag der Hof eines Hauses, das weit nach hinten versetzt war, der Farmer war jedoch nicht zu sehen. Wir befanden uns allein auf der Landstraße – nur ich, die beiden Cobleighs, Julian und das Mädchen natürlich.

„Tja, Tom Cobleigh“, sagte ich, „was man an einem schönen Nachmittag nicht alles zu sehen bekommt. Dich und deine Kumpane zum Beispiel, wie ihr euch besauft und eine arme, hilflose junge Frau noch besoffener macht.“

Das Mädchen sackte zusammen, als Tom Cobleigh ihren Arm losließ und sich nach mir umdrehte, den Finger schon erhoben.

„Du hältst dich schön raus aus dieser Sache, Edward Kenway, du junger Taugenichts. Du bist genauso betrunken wie ich, und deine Moral ist genauso locker. Von einem wie dir brauche ich mir keine Standpauke halten zu lassen.“

Auch Seth und Julian drehten sich jetzt um. Die Augen des Mädchens waren glasig, als ob ihr Geist schon eingeschlafen wäre, auch wenn ihr Körper noch wach war.

„Nun“, erwiderte ich, „meine Moral mag locker sein, Tom Cobleigh, aber ich brauch ein Mädchen nicht mit Ale abzufüllen, bevor ich mit ihr ins Bett gehe. Und ganz gewiss brauche ich keine Freunde, die mir dabei helfen.“

Tom Cobleigh lief rot an. „Du unverschämter kleiner Dreckskerl! Ich werde sie jetzt auf meinen Karren laden und nach Hause bringen. Genau das werde ich tun.“

„Ich bezweifle nicht, dass du vorhast, sie auf deinen Karren zu laden und nach Hause zu bringen. Sorge bereitet mir, was du dazwischen im Schilde führst.“

„Das bereitet dir *Sorge*, ja? Eine gebrochene Nase und ein paar

gebrochene Rippen werden dir Sorge bereiten, wenn du dich nicht um deine eigenen Angelegenheiten kümmerst.“

Blinzelnd schaute ich die staubige Landstraße entlang, wo die Bäume, die sie säumten, golden und grün in der Sonne leuchteten, und in der Ferne war schimmernd und undeutlich eine einsame Gestalt auf einem Pferd auszumachen.

Ich trat einen Schritt vor, und wenn in meinem Verhalten noch Wärme oder Belustigung gelegen hatten, so verschwanden sie nun fast wie von selbst. Stählerne Härte lag in meiner Stimme, als ich das Wort wieder ergriff.

„Du lässt das Mädchen los, Tom Cobleigh. Andernfalls übernimmst du die Verantwortung für das, was geschehen wird.“

Die drei Männer schauten einander an. In gewisser Weise hatten sie ja schon getan, was ich verlangte. Sie hatten das Mädchen losgelassen, und es ließ sich fast erleichtert in die Hocke nieder, stützte sich mit einer Hand auf dem Boden ab und schaute uns alle aus trüben Augen an, ohne zu begreifen, dass wir uns seinetwegen stritten.

Ich taxierte derweil die Cobleighs und wog die Chancen ab. Hatte ich schon einmal gegen drei Männer zugleich gekämpft? Eigentlich nein. Wenn man nämlich gegen drei auf einmal kämpfte, dann kämpfte man in Wirklichkeit nicht, sondern wurde zusammengeslagen. Aber nun komm schon, Edward Kenway, sagte ich mir. Ja, einerseits waren es drei Mann, aber einer von ihnen war Tom Cobleigh, der kein junger Hüpfen mehr war, sondern ungefähr so alt wie mein Vater. Der andere war Seth Cobleigh, Tom Cobleighs Sohn. Und wenn man sich die Art von Mann vorstellen kann, der seinem Vater dabei hilft, ein junges Mädchen betrunken zu machen, nun, dann kann man sich ungefähr vorstellen, was Seth Cobleigh für ein Mann war – ein schmieriger, heimtückischer Kerl, der sich vor einem Kampf eher in die Hose machte und davonlief, anstatt sich zu behaupten. Und obendrein waren sie alle betrunken.

Andererseits war auch ich betrunken. Außerdem hatten sie Julian dabei, der zumindest den Eindruck machte, als könnte er seinen Mann stehen.

Aber ich hatte eine andere Idee. Da war dieser einsame Reiter, den ich in der Ferne sah. Wenn ich die Cobleighs so lange aufhalten konnte, bis er eintraf, dann standen meine Chancen wahrscheinlich wieder besser. Wenn der einsame Reiter ein anständiger Mensch war, würde er ja wohl anhalten und mir aushelfen.

„Nun, Tom Cobleigh“, sagte ich, „ihr seid mir gegenüber im Vorteil, das kann jeder sehen. Aber weißt du, ich könnte meiner Mutter nicht mehr in die Augen schauen, wenn ich zuliebe, dass du und deine Kumpane dieses hübsche junge Ding verschleppen.“

Ich schaute die Straße hinauf, wo der Reiter sich näherte. *Komm schon*, dachte ich. *Trödle nicht so herum!*

„Das heißt“, fuhr ich fort, „selbst wenn ihr mich grün und blau schlägt und hier auf der Straße liegen lasst und dieses junge Mädchen am Ende trotzdem mit euch nehmt, muss ich doch alles daransetzen, euch dies so schwer wie möglich zu machen. Und vielleicht dafür sorgen, dass ihr mit einem blauen Auge und schmerzenden Eiern von dannen zieht.“

Tom Cobleigh spie aus. Dann sah er mich an, die Augen zu runzeligen Schlitzen verengt. „Wie du meinst. Also, was ist? Willst du einfach nur dastehen und den ganzen Tag drüber reden, oder willst du das, was du vorhast, auch tatsächlich versuchen? Das Rad der Zeit hält nämlich niemand an ...“ Er grinste böseartig. „Ich hab noch eine Menge zu tun.“

„Aye, das stimmt, und je länger du es aufschiebst, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass das arme Mädchen wieder nüchtern wird.“

„Ehrlich, Kenway, ich hab all das Gerede langsam satt.“ Er wandte sich an Julian. „Wie wär’s, wenn wir dem kleinen Mistkerl eine Lektion erteilen? Ach, eines noch, bevor wir anfangen,

Master Kenway. Du bist es nicht einmal wert, deiner Mutter die Schuhe zu putzen, verstanden?“

Diese Bemerkung traf mich hart, das will ich gar nicht leugnen. Dass es einem wie Tom Cobleigh, dessen Moral und Intelligenz der eines tollwütigen Hundes entsprachen, gelang, an meiner Seele zu rühren, als wäre mein Schuldgefühl eine offene Wunde, und dann auch noch seinen Daumen in diese Wunde zu stecken, das stärkte zumindest meine Entschlossenheit, sosehr es auch schmerzte.

Julian streckte die Brust heraus und kam knurrend heran. Zwei Schritte vor mir hob er seine Fäuste, senkte die rechte Schulter und setzte zu einem Schwinger an. Ich weiß nicht, mit wem Julian sich sonst vor Tavernen prügelte, aber es war auf jeden Fall jemand mit weniger Erfahrung, als ich sie besaß, das stand fest. Denn ich hatte schon zur Kenntnis genommen, dass er Rechtshänder war, und er hätte seine Absicht nicht einmal dann, wenn er es versucht hätte, deutlicher machen können.

Staub erhob sich um meine Füße, als ich dem Schlag mit Leichtigkeit auswich und meine rechte Faust kraftvoll nach oben stieß. Er schrie vor Schmerz auf, als ich ihn unterm Kinn erwischte. Und hätte ich es nur mit ihm zu tun gehabt, wäre der Kampf bereits gewonnen gewesen. Aber da griff mich Tom Cobleigh an. Ich sah ihn aus dem Augenwinkel, zu spät jedoch, um reagieren zu können, und dann fühlte ich mich auch schon benommen, weil seine Knöchel meine Schläfe getroffen hatten.

Ich wankte leicht, als ich ausholte, um zum Gegenangriff überzugehen, und meine Fäuste schwangen wilder, als es mir lieb war. Ich hoffte, einen Glückstreffer zu landen, denn ich musste wenigstens einen der Männer zu Boden schicken, um das zahlenmäßige Verhältnis auszugleichen. Aber ich konnte keinen meiner Hiebe landen, weil Tom Cobleigh sich zurückzog, und Julian hatte sich zudem erschreckend schnell von meinem Schlag erholt und ging nun abermals auf mich los.

Seine rechte Faust kam hoch, traf mein Kinn und wirbelte mich herum, sodass ich fast das Gleichgewicht verlor. Mein Hut flog davon, die Haare fielen mir in die Augen. Ich war orientierungslos. Und nun rate mal, wer in diesem Moment daherkam und mit seinen Stiefeln nach mir trat? Seth Cobleigh, dieser Wurm, feuerte zugleich seinen Vater und Julian an. Und der kleine Scheißkerl hatte Glück. Sein Tritt traf mich in den Bauch, und da ich schon aus dem Gleichgewicht geraten war, verlor ich den Stand und fiel hin.

Das Schlimmste, das einem im Kampf passieren kann, ist hinzufallen. Liegt man erst einmal, ist es aus. Zwischen den Beinen meiner Gegner hindurch sah ich den einsamen Reiter, der jetzt meine einzige Chance auf Rettung war, vielleicht sogar meine einzige Hoffnung, lebend aus dieser Sache herauszukommen. Aber als ich sah, wer da herankam, wurde mir bang ums Herz. Kein Mann auf einem Pferd, kein Händler, der absitzen und mir zu Hilfe eilen würde. Nein, der einsame Reiter war eine Frau. Sie saß zwar nicht im Damensitz auf dem Pferd, sondern rittlings, aber man sah trotzdem, dass sie eine Lady war. Sie trug ein Bonnet und ein Sommerkleid in heller Farbe, und mein letzter Gedanke, bevor die Stiefel der Cobleighs mir die Sicht verwehrten und die Tritte auf mich einhagelten, galt ihrer Schönheit.

Aber egal ... Schönheit würde mich jetzt nicht retten.

„Hey!“, hörte ich da ihre Stimme. „Ihr drei. Hört auf damit, sofort!“

Sie drehten sich um, schauten zu ihr auf, nahmen ihre Hüte ab und stellten sich in einer Reihe auf, damit die Lady mich, der ich hustend am Boden lag, nicht sehen konnte.

„Was geht hier vor?“, wollte sie wissen. Der Klang ihrer Stimme verriet mir, dass sie jung war, und mochte sie auch nicht hochgeboren sein, so war sie doch ganz gewiss wohlerzogen – zu wohlerzogen, um ohne Begleitung zu reiten?

„Wir haben diesem jungen Mann hier nur ein paar Manieren beigebracht“, keuchte Tom Cobleigh außer Atem. Es war ein anstrengendes Unterfangen, mich halb totzutreten.

„Nun, dazu braucht es aber doch nicht drei von Euch, oder?“, erwiderte sie. Jetzt konnte ich sie sehen. Sie war noch schöner, als ich zuerst gedacht hatte, wie sie da auf dem Pferd saß und funkelnden Blicks auf die Cobleighs herabstarrte, die ihrerseits einen betretenen Eindruck machten.

Sie stieg ab. „Und mehr noch interessiert mich, was Ihr mit dieser jungen Dame hier vorhabt?“ Sie wies auf das Mädchen, das immer noch benommen und betrunken auf dem Boden hockte.

„Oh, Ma’am ... verzeiht bitte, Ma’am, aber das ist eine junge Freundin von uns, die zu viel zu trinken hatte.“

Die Miene der Lady verdüsterte sich. „Das ist ganz bestimmt nicht *Eure* junge Freundin, sondern eine Dienstmagd. Und wenn ich sie nicht nach Hause schaffe, bevor meine Mutter merkt, dass sie abgängig ist, dann ist sie eine arbeitslose Dienstmagd.“

Sie schaute demonstrativ von einem zum anderen. „Ich kenne Männer wie Euch, und ich glaube, ich weiß ganz genau, was hier los war. Ihr werdet diesen jungen Mann jetzt in Ruhe lassen und Euch davonscheren, bevor ich beschließe, andere Maßnahmen zu ergreifen.“

Sich vielmals verbeugend kletterten die Cobleighs auf ihren Karren und waren bald darauf verschwunden. Die Frau ging untermessen neben mir in die Knie, um das Wort an mich zu richten. Ihre Stimme hatte sich verändert. Sie sprach jetzt ganz sanft. Ich hörte Sorge in ihrem Ton. „Mein Name ist Caroline Scott. Meine Familie wohnt in der Hawkins Lane in Bristol. Ich bringe Euch dorthin und kümmere mich um Eure Wunden.“

„Das geht nicht, Gnädigste“, sagte ich, setzte mich auf und versuchte ein Grinsen. „Auf mich wartet Arbeit.“

Sie stand auf und runzelte die Stirn. „Ich verstehe. Aber habe ich die Situation richtig eingeschätzt?“

Ich hob meinen Hut auf und klopfte den Staub davon ab. Jetzt sah er noch abgerissener aus. „Allerdings, Gnädigste.“

„Dann schulde ich Euch meinen Dank, genau wie Rose, wenn sie wieder nüchtern ist. Sie ist ein eigensinniges Mädchen, nicht immer die einfachste Magd, trotzdem möchte ich nicht, dass sie für ihr Ungestüm bestraft wird.“

Diese Frau war ein Engel, das entschied ich im selben Augenblick. Und als ich ihr aufs Pferd half, wobei sie Rose festhielt, die betrunken über dem Hals des Pferdes hing, kam mir plötzlich ein Gedanke.

„Darf ich Euch wiedersehen, Gnädigste? Um Euch in etwas präsentablerem Aufzug angemessen zu danken?“

Sie schenkte mir einen Blick des Bedauerns. „Ich fürchte, mein Vater wäre davon nicht erbaut“, sagte sie, und damit nahm sie die Zügel auf und ritt davon.

Am Abend saß ich unter dem Strohdach unseres Häuschens und schaute, während die Sonne unterging, über die Wiesen, die sich in sanften Wellen von unserer Farm aus in die Ferne erstreckten. Für gewöhnlich hätten meine Gedanken sich darum gedreht, meiner Zukunft zu entkommen.

An diesem Abend dachte ich jedoch an Caroline. An Caroline Scott aus der Hawkins Lane.